

Dieser zweite Teil ist der umfang- und inhaltreichste unserer Abhandlung. Möge das Dickicht des Materials über und unter dem Strich für den Leser kein unüberwindliches Hindernis sein, sich durchzuarbeiten! Einige Zusätze und Berichtigungen zum ersten Teil, der vor zwei Jahren als Dissertation erschienen ist, sind inzwischen nötig geworden. Wir geben sie im Anhang und wollen hiermit ausdrücklich auf dieselben hinweisen.

„Collegium Anthropologiae“, C. F. Nicolai, aus dem Wintersemester 1775—1776.

Die Nicolai'sche Nachschrift der Anthropologie Kants ist vom Schreiber als aus dem Wintersemester 1775—76 bezeichnet, und wir haben, wie bemerkt, keinen Grund gefunden, an der Richtigkeit der Datierung zu zweifeln. Seinen Anthropologievorlesungen legte Kant die Psychologia empirica aus Baumgartens Metaphysica zu Grunde. Er las über Anthropologie seit dem Winter 1772—73 und fasste seitdem, wie er in dem Briefe an Herz vom 20. October 1778 bemerkt, die empirische Psychologie in seinem eigenen Metaphysikkolleg kürzer. Da die Anthropologie eine grosse Fülle auf die Ästhetik bezüglicher Bemerkungen enthält, so wäre, auf Grund der obigen Äusserung Kants, nicht nur die Auffindung einer Anthropologienachschrift aus der ersten Hälfte der 70er Jahre, sondern ebenso die Entdeckung einer Metaphysiknachschrift aus den Jahren um und wenn möglich vor 1770 höchst wünschenswert. Den Grundstock für die Anthropologie vom Jahre 1772 bildeten höchst wahrscheinlich die Randglossen zu den »Beobachtungen«, Anthropologisches aus dem Geographicolleg und die psychologischen Bemerkungen, welche das Metaphysikcolleg allmählig entwickelt hatte.

Die Nicolai'sche Nachschrift nun giebt uns Kants Anthropologie in der Form, die sie bereits etwa fünf Jahre vor der Veröffentlichung der »Kritik der reinen Vernunft« angenommen hatte. Sie bietet ein interessantes Bild seiner damaligen Ästhetik dar, welches wir aus »Brauer«, »Pölit« und »Hoffmann« uns ergänzen werden. Die Anordnung der einzelnen Kapitel ist ungefähr dieselbe, wie in Kants eigener Redaktion der Anthropologie und in Starkes »Menschenkunde«: secundum Baumgartenii psychologiam

empiricam. Bemerkenswert ist die verhältnismässig eingehende Behandlung des Geniebegriffs. Wir begegnen in der That hier zum ersten Male dieser Lehre in grösserer Ausführlichkeit. Manche von den sonstigen ästhetischen Bemerkungen dürften wohl bereits aus dem Anfang der siebziger Jahre stammen. Dass die Lehre vom Genie seit 1775 in grösserer Ausdehnung auftritt, erklärt sich daraus, dass in Verbindung mit den revolutionären Bestrebungen der Stürmer und Dränger, durch Klopstocks Gelehrtenrepublik, Lavaters Physiognomik und namentlich durch einige englische theoretische Untersuchungen, u. A. durch Alexander Gerards Essay on Genius (1774) die allgemeine Aufmerksamkeit ¹⁾)

1) Als Symptom für die Lage ist hier besonders eine Äusserung Herders aus dem Aufsatz übers Erkennen und Empfinden (1778) anzuführen: Unserer Philosophie und Sprache fehlte noch vieles, da wir noch nichts vom »Schenie« wussten; plötzlich gab's Abhandlung über Abhandlung, Versuch nach Versuch darüber, und wahrscheinlich haben wir noch von irgend einer metaphysischen Akademie in Dänemark, Holland, Deutschland und Italien eine Aufgabe »übers Genie« zu erwarten. »Was Genie sei, aus welchen Bestandteilen es bestehe, und sich darin natürlich wieder zerlegen lasse und dergl.« Diese Preisfrage war in der That von der Berliner Akademie im Jahre 1775 gestellt und als Lösung derselben Eberhards »Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens« 1776 gekrönt worden. Da erscheint es denn als natürlich, dass auch Kant um diese Zeit sich ausführlich zur Sache äussert. Auf die Frage, an welche Abhandlungen Herder hier wohl vorzugsweise denken konnte, ist Folgendes zu antworten: Hurd, a Discourse concerning Poetical Imitation, 1751 (übers. 1772); Trescho, Betrachtungen über das Genie, 1754; Diderot, Encyclopédie. Art. génie. 1757; Sulzer, Analyse du génie, Mémoires de l'acad. 1757, deutsch: Sammlung verm. Schriften, 1762; Helvétius, de l'esprit, Disc. IV. du génie. 1758; Resewitz, Versuch über das Genie, Samml. verm. Schriften 1759—60; Young, Conjectures on Original Composition 1759 (deutsch 1760); Mendelssohns Rezension von Sulzers und Resewitzens Abhandlung im 92. 93. und 208.—210. Litteraturbriefe 1760—62; J. G. Zimmermann, Von der Erfahrung. Bd. II. Vom Genie überhaupt (1763); Th. Abbt, Vom Verdienste, Hauptstück III. Art. 1. von der Grösse des Geistes, 1765; C. F. Flögel, Geschichte des menschlichen Verstandes, 1765; W. Duff, An Essay on Original Genius, etc. 1767; Garve, Versuch über die Prüfung der Fähigkeiten, 1769; J. A. Schlegel, Abhandlung vom Genie in den schönen Künsten, im zweiten Bande seines »Batteux«, 1770; A. Gerard, Essay on

auf diesen Gegenstand als auf eine der Hauptfragen der Zeit gerichtet worden war. In der Metaphysik von »Pölitz« heisst es ausdrücklich, dass vom Genie ausführlicher in der Anthropologie gehandelt werde. Hier bot sich in der That in dem Kapitel von den Talenten im Erkenntnisvermögen die beste Gelegenheit dazu. Wir greifen im Folgenden das Wichtigste über diesen Punkt und über ästhetische Fragen überhaupt heraus.

Im Kapitel von »dem Eigentümlichen eines jeden Kopfes« heisst es ¹⁾: »Kopf ist die Summe aller Erkenntniskräfte, so wie das Herz die Summe aller Begehrungskräfte ist.« ²⁾ Das Eigentümliche des Kopfes kommt auf die Proportion ³⁾ der Gemütskräfte an. Es

Genius, 1774 (deutsch 1776); J. A. Eberhard, Allg. Theorie des Denkens und Empfindens, Abth. IV, 1776; Marmontel, Nouveau Dictionnaire, art. génie, 1777; Dankenswerte Zusammenstellungen über die Literatur der Lehre vom Genie lieferte zuerst Flögel, in der »Geschichte des menschlichen Verstandes«, II. Aufl., sodann Sulzer, in der »Theorie der schönen Künste«, II. Aufl. und neuerdings der Artikel »Genie« bei Ersch und Gruber. Herder hatte bereits 1767 in der Einleitung zur zweiten Sammlung der Fragmente, den Deutschen Glück gewünscht zu den »feinen Untersuchungen« über das Genie von Sulzer, Flögel und Resewitz. Angeregt von dieser Bemerkung wurde er wohl durch eine ähnliche bei Mendelssohn im 317. Litteraturbrief (1765): »Unter uns Deutschen muss sich doch gewiss jetzt viel Genie zeigen, weil verschiedene philosophische Köpfe beinahe zugleich darauf verfallen sind, die Natur desselben zu untersuchen.«

1) Wir folgen dem Text von »Pohl«, der mit dem Nicolai'schen übereinstimmt.

2) In der »Allgemeinen Theorie des Denkens und Empfindens« (1776) handelt Eberhard, Abschnitt IV, vom Genie und vom Charakter. Genie ist ihm die ursprüngliche Anlage, zu einem bestimmten glücklichen Verhältnis des Erkenntnisvermögen. Das Erkenntnisvermögen wird dem Begehrungsvermögen entgegengesetzt, wie man am Menschen Kopf und Herz unterscheidet.

3) Die »Proportion der Gemütskräfte« stammt wohl aus Baumgarten, Metaph. § 648: facultates animae cognoscitivae inter se comparatae admittunt inter se rationem aliquam et proportionem determinatam qua una vel major vel minor est. Vgl. auch § 649, desgl. Meier, Anfangsgründe, § 217. Der Begriff der Proportion spielt bereits in den »Beobachtungen« eine Rolle, wo die Schönheit der Tugend auf die proportionierte Anwendung der Triebe zurückgeführt wird, vgl. oben, p. 38. Dasselbst mag Shaftesbury eingewirkt haben.

beruht nicht auf der Grösse des Menschen, wenn er schön sein soll, sondern auf der Proportion seiner Glieder. Jedes Gesicht ¹⁾ hat etwas eigentümliches, wodurch es von allen anderen unterschieden werden kann, und seine Schönheit beruht auf der Proportion seiner Teile«. Ebenso ist es mit dem Gemüt. Oft klagt

Bei Rapin, *Réflexions sur la poétique* (1674) lesen wir: Rien ne peut contribuer davantage à cette perfection qu'un caractère de prudence proportionné au génie. Car le plus le génie est grand, plus l'imagination a-t-elle de force et de vivacité: plus il faut aussi de sagesse et de prudence pour modérer ce feu et pour régler le vivacité naturelle. Die Formel von der Proportion ist im letzten Grunde antiken Ursprungs. Aristoteles verlangt richtige Proportion, Plato Harmonie von Einbildungskraft und Verstand. An Baumgarten-Meier hat sich augenscheinlich C. F. Flögel angeschlossen, der zuerst in den Vermischten Beiträgen zur Philosophie und den schönen Wissenschaften (Breslau 1762, Bd. I, St. I), sodann in seiner Geschichte des menschlichen Verstandes (1. Aufl. anonym, 1765, 2. Aufl. 1773), § 17 in dem Verhältnis der Vermögen das Wesen des Genies erblickt: »Ein Mensch hat mehr Witz als Scharfsinnigkeit, der andere mehr Beurteilungskraft als Gedächtnis, der dritte einen grösseren Verstand als Einbildungskraft u. s. w. Also stehen die verschiedenen Arten des Erkenntnisvermögens in einem Menschen in einem gewissen Verhältnis gegen einander. »Dieses Verhältnis ist sein Genie im weitläufigen Verstande.« So finden wir auch bei Klopstock in der »Gelehrtenrepublik« über das poetische Genie Folgendes: »Ist die Reizbarkeit der Empfindung etwas grösser als die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft oder ist die Schärfe des Urteils grösser als beide, so sind dies vielleicht die Verhältnisse, durch welche das poetische Genie entsteht.« Auch bei Alexander Gerard im *Essay on Genius* (1774) heisst es, anscheinend unabhängig von Baumgarten: Das Genie ist nicht eine einzelne, isolierte Fähigkeit des Geistes, sondern es beruht auf einem Verhältnis, einer Mischung der geistigen Kräfte. Daher die Schwierigkeit, sein Wesen zu bestimmen.

1) Hier denkt man wohl nicht mit Unrecht auch an die physiognomischen Studien Lavaters und seiner Zeit, denen Kant, wie wir aus seinen Anthropologievorlesungen wissen, einiges Interesse zuwandte. Doch hatte schon Young in seinen *Conjectures* die Forderung geistiger Originalität mit dem Hinweis auf das Individuelle der Gesichtszüge zu begründen gesucht. Auch das individualistische Element von Leibnizens Philosophie, das principium individuationis, mag hier mit hineinspielen. In dem Streit der Alten und Modernen wurde bereits das Argument verwertet. Daher hat es wohl Young. Vgl. Fontenelles originelle Wendung

man über das Fehlen des Witzes, aber wenn der Mensch mehr Witz nötig hat, so müsste er auch mehr Verstand haben. Es kann nicht eine Kraft vermehrt werden, ohne die andere, »denn alsdann wäre keine Proportion, ebenso als wenn ein Teil des Gesichts vergrössert werden sollte, und der andere nicht«. Es ist ein grosser Fehler, mehr Witz als Verstand zu haben. »Der Verstand ist dann zu schwach, den Witz in Schranken zu halten.« Wenn man mehr Gedächtnis zu haben wünscht, so »müsste man auch mehr Urteilkraft besitzen, denn viel Gedächtnis und wenig Urteilkraft bildet einen völligen Narren. Entweder müssen alle Kräfte vergrössert werden, oder es muss alles so bleiben, wie es ist, denn sonst wird die Proportion gehoben; würden aber alle Gemütskräfte verändert, so wäre man nicht derselbe Mensch.« Es sollte daher »ein jeder mit seinen Kräften zufrieden sein«. »Demnach ist niemals eine grosse Nase für das Gesicht, auf welches sie steht, zu gross. Würde der Mensch eine kleine Nase haben, so wäre keine Proportion, welches man oft wahrgenommen hat, wenn Personen, die ihre grosse Nase verloren, sich eine kleine machen oder ansetzen lassen«. ¹⁾ Bei der Erziehung sollte nicht

des Gedankens in der Digression sur les anciens et les modernes: Il me semble qu'on assure ordinairement qu'il y a plus de diversité entre les esprits qu'entre les visages. Je n'en suis pas bien sûr. Les visages, à force de se regarder les uns les autres, ne prennent point de ressemblances nouvelles; mais les esprits en prennent par le commerce qu'ils ont ensemble. Ainsi les esprits, qui naturellement différaient autant que les visages viennent à ne différer plus tant. Auch Shaftesbury, Soliloquies I, 3 vergleicht die Proportion im Gesicht mit der im Gemüt.

1) In der Abhandlung über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie (1788) weist Kant auf eine Bemerkung Shaftesburys hin, wonach »in jedem Menschengesichte eine gewisse Originalität (gleichsam ein wirkliches Dessen) angetroffen werde . . . obzwar diese Zeichen zu entziffern über unser Vermögen geht«. Diese Originalität besteht in einer bestimmten Proportion eines der vielen Teile des Gesichts zu allen andern, um einen individuellen Charakter, der einen dunkel vorgestellten Zweck enthält, auszudrücken. Kein Teil des Gesichtes, wenn er uns auch unproportioniert erscheint, kann in der Schilderei, mit Beibehaltung der übrigen abgeändert werden, ohne dem Kennerauge, ob es gleich das Original nicht gesehen hat«, den Unterschied zwischen Natur und Erdichtung »sofort kenntlich zu machen«.

Auch eine Stelle aus Diderots Versuch über die Malerei mag

auf die Grösse der Gemütskräfte, sondern auf die geschickte Proportion gesehen werden. Es ist nicht gut, wenn man das Gedächtnis allein kultiviert und die Urteilskraft vernachlässigt, oder wenn man den Witz allein bildet und den Verstand nicht. »Allein dieses ist noch ein Problem«. Man sieht zwar ein, dass das Gedächtnis zuerst kultiviert werden müsste, »damit die Urteilskraft und der Verstand Materie hätten, alsdann müsste man den Verstand mehr kultivieren als die Vernunft, weil derselbe nötiger ist, und der Witz nur im kleinen Mass. Allein die Regel fehlt, um die Proportion der Kultur zu bestimmen«. 1)

Kant vorgeschwebt haben: »Eine krumme Nase beleidigt nicht in der Natur, weil alles zusammenhängt; man wird auf diesen Übelstand durch kleine nachbarliche Veränderungen geführt, die ihn einleiten und erträglich machen. Verdrehte man dem Antinous die Nase, indem das Uebrige an seinem Platze bliebe, so würde es übel aussehen«.

1) Hier dürfte man geneigt sein, Trublet, *Essais sur divers sujets de littérature et de morale*, tome III. (1754) p. 26 und 30 heranzuziehen. *Ce qui baisse le premier dans l'homme, c'est la mémoire, ensuite le génie, ensuite l'esprit, et enfin le bon sens Après le bon sens la mémoire est ce qu'il y a de plus utile dans le courant de la vie. Pour la plupart des hommes il vaudrait mieux avoir plus de mémoire et peu d'esprit, pourvu que ce peu fût bon.*

Zu dem ganzen Abschnitt ist zu vergleichen: G. F. Meier, *Metaphysik* (1757), III. Teil, *Empirische Psychologie*, Kap. 4. Von der Gemütsfähigkeit, § 643—46: . . . »gleichwie die Glieder des Leibes in einer gewissen Proportion stehen, woher die Leibesgestalt entsteht, so entsteht auch in der Seele, aus der Proportion aller Erkenntnisvermögen gegen einander eine gewisse Gestalt des Gemüts Wir würden z. E. erkennen, dass das Gedächtnis eines Menschen dreissig gleich sei, und der Verstand zwanzig . . . in diesem Verhältnisse der Grade der Erkenntnisvermögen gegen einander, besteht die Proportion unserer Erkenntnisvermögen . . . Diese Proportion heisst die Gemütsfähigkeit, oder die Gemütsgestalt, oder der Kopf, oder dasjenige, was die Franzosen das Genie eines Menschen nennen. Ein jedweder Mensch hat seinen eigenen Kopf, und die Natur hat mit der grössten Mannigfaltigkeit die Gemüter der Menschen gebildet, dass man sagen kann, ein Mensch habe ebensowohl einen anderen Kopf, als man sagen muss, er habe ein anderes Gesicht, als alle übrigen Menschen«. — »Wie vortrefflich wäre es also nicht, wenn man die Köpfe junger Leute sorgfältig prüfte, und einen jeden zu den Beschäftigungen

anführte, zu denen sein Kopf von der Natur eingerichtet ist!« —
 »manche Eltern sind schuld daran, dass ihre Kinder lang-
 same Köpfe bleiben, weil sie dieselben so schlecht erziehen.«
 Erziehung, Gewohnheit etc. bemerkt Meier, könne die Köpfe ver-
 ändern, entweder indem die Proportion beibehalten, oder indem
 sie modifiziert werde. Die Bedeutung einer Theorie des Genies
 für die Pädagogik, wird in den Abhandlungen über den Gegen-
 stand mehrfach erörtert. Vgl. auch Herder im Aufsatz über
 Ossian: so wenig ein Genie sich der Art des andern aus dem
 Stegreife bemächtigen kann, so kommen doch endlich beide über-
 ein, lange und stark und lebendig gedacht, oder schnell und
 wirksam empfunden Was liessen sich aber auch nur aus
 dem für grosse reiche Wahrheiten der Erziehung, der Bildung,
 der Unterweisung ziehen! Was liessen sich überhaupt aus dieser
 Proportion oder Disproportion des erkennenden oder empfindenden
 Theils unserer Seele für psychologische und praktische Anmer-
 kungen machen!

Kant hat sich wahrscheinlich hier an Meier eng angeschlossen,
 nur dass er die Wichtigkeit einer proportionierten Ausbildung
 der einzelnen Gemütskräfte stärker betont. Dasselbe that Herder
 im Folgenden, wenn er sich gegen die Anschauung wendet, dass
 das Genie in einer einseitigen Entwicklung gewisser Fähigkeiten
 bestehe. Übers Erkennen und Empfinden, Suph. VIII. 325.
 »Alle Menschenbildung, die auf ein ausschliessendes unvollkomme-
 nes (und vollkommenes?) Eines hinausgeht, ist Missbildung auf
 Lebenszeit. Bilde den Witz, und der Scharfsinn verblühet: bilde
 Wortgedächtnis, und das Bild der Sache, die Einbildung, der
 Verstand erstirbt: lass die Spekulation früh reifen, es wird ein
 scholastischer Mensch daraus ohne Anschauung und Rührung«.
 p. 321 zitiert Herder Pope: That in the soul, while memory
 prevails | The solid power of understanding fails. | Where beams
 of bright imagination play | The memory's soft figures melt away. |
 p. 224 heisst es: »wie es Krankheiten giebt, wo ein Glied, der
 Kopf z. E. aufschwillt und zum Riesen wächst, indes die andern
 Glieder verdorren, so ist es mit dem, was die Pöbelsprache Genie
 nennt. Hier ein übertriebener Witzling ohne gesunden Verstand
 und Herzenstreue, dort ein fliegendes Sonnenross und verbrennt
 die Erde; hier ein Spekulant ohne die mindeste Anschauung und
 Handlung, der mit den wichtigsten Dingen wie mit bedeutenden
 Zahlen spielt, ein Held mit Leidenschaft bis nahe der Ver-
 rückung; ein guter Kopf endlich, wie man's nennet, das ist ein
 Sprudler und Schwätzer über Dinge, davon er kein Wort ver-
 steht, über die er aber mit den Modelformeln spielt. — Ist das
 Genie wer wollt's haben? wer nicht lieber wünschen, dass
 die Natur ausserordentlich selten solche Höcker und Ungeheuer

»In dem menschlichen Gemüt ist zu unterscheiden Naturell, Talent und Genie.¹⁾ Naturell ist Gemütsfähigkeit, Talent Gemütsgabe; Naturell ist Gelehrigkeit etwas zu fassen, Talent aber etwas hervorzubringen; Naturell ist Leichtigkeit gebildet zu werden, Talent Leichtigkeit etwas zu erfinden«. Talent bedarf der Unterweisung, Genie aber entbehrt sie und »ersetzt alle Kunst«. Was dazu gehört, ist alles angeboren und also der Kunst entgegengesetzt Genie ist ein »schöpferisches Talent,²⁾ d. h. etwas

bilde«. In der Tendenz begegnen sich hier Herder und Kant mit Hamanns Forderung der »Totalität«. Unter dem Einfluss Herders hat sich dann Goethe zum Typus des neuhumanistischen Universalmenschen entwickelt. Zu dem Problem vergleiche man Kants Vorlesungen über Pädagogik, ed. Rink. W. Hartenst. VIII. p. 490 ff.: Die allgemeine Kultur der Gemütskräfte.

1) An anderer Stelle findet sich das Folgende: »In Ansehung des Gemüts können wir die principia der Thätigkeit einteilen: in das Naturell, Talent und Temperament. Naturell ist die Fähigkeit der Receptivität gewisse Gegenstände zu empfangen. Naturell gehört also zur Fähigkeit. Talent ist ein Vermögen, Produkte hervorzubringen, es gehört also zur Kraft. Temperament ist die Vereinigung von beiden. In Ansehung des Naturells nennt man einen Menschen langsam, gelehrig, gelind, in Ansehung des Naturells ist er passiv. Naturell wird beim Lehrling erfordert, Talent aber beim Lehrer. Ein Jüngling muss Naturell haben, Produkte anzunehmen, aber ein Mann Talent, selbst Formen und Produkte hervorzubringen. So hat man ein Naturell zur Musik, zu Gedächtnissachen, zu Witzsachen. Dieses Naturell kann stattfinden ohne Talent; so giebt's Nationen, die nur fähige Schüler sind, ohne selbst etwas hervorzubringen.« Es giebt »ein Talent der Erkenntnis zur Beobachtung, zur genauen und feinen Wahrnehmung, ferner ein Talent des Mutes, des gegenwärtigen Geistes, ein Talent der Entschliessung, des behenden Begriffs, so haben viele einen grossen Verstand, aber keinen behenden Begriff.«

Dass das Temperament eine Vereinigung von Naturell und Talent sei, ist wohl ein Missverständnis des Nachschreibers. Vgl. Erdmann, Reflexionen I, No. 307. Das Eigentümliche des Talents im Allgemeinen ist das Genie, das der Disposition die Laune, das der Grundsätze der Charakter, das der Gefühle und Triebfedern das Temperament. Auch bei »Pölitz« in der Metaphysik heisst es: »die Proportion unter den sinnlichen Antrieben ist das Temperament«.

2) Condillac, Essais sur l'origine des connaissances humaines (1746) unterscheidet Talent und Genie, § 103: Celu-là combine

hervorzubringen, ohne alle Anleitung, ohne alle Regel«
 »Daher Leute, die keine Genies sind und doch dafür gehalten werden wollen, die Regeln verlassen und sich ein Ansehen des Genies zu geben suchen. Die Regeln behalten aber ihren Wert. Wer kein Genie ist, muss sich nicht unterstehen, dieselben zu verlassen.«¹⁾ Das Genie des Dichters, des Schriftstellers kann nicht durch Unterricht hervorgebracht werden. Man kann das

les idées d'un art ou d'une science connue d'une manière propre à produire les effets qu'on en doit naturellement attendre
 Celui-ci ajoute au talent l'idée d'esprit en quelque sorte créateur. Il invente de nouveaux arts ou de nouveaux genres
 donne naissance à une science nouvelle Un homme de génie a un caractère original, il est inimitable! Vgl. auch Marmontel. Nouveau Dictionnaire (1777) Art. génie.

Addison, Spectator, No. 421, bemerkte von der Einbildungskraft des Genies: »it has in it something like creation. Von hier ist dann die Wendung auf die Schweizer übergegangen und hat sich mit der Leibniz'schen Lehre von den möglichen Welten associiert. Baumgarten bemerkt in den Meditationen, § 68: observatum poetam quasi factorem sive creatorem esse. Die Wendung war bereits zu Goethes Leipziger Zeit Schlagwort, wie der Kuchenbäcker Hendel beweist, der »mit schöpferischem Genie originelle Kuchen bäckt«. Vgl. Grimm. Wb. Art. Genie.

1) Kant steht hier ganz auf dem Standpunkte Lessings dem Sturm und Drang gegenüber.

Quintilian handelt in seinen Institutionen, Buch II, Cap. 11 und 12 von der Notwendigkeit der Regeln, die von manchen bestritten werde: »dergleichen Leute, weil man sie für grosse Geister hält, und sie auch viel Gutes geschrieben haben, haben viele Anhänger, die es ihnen in der Nachlässigkeit, nicht aber im Genie gleichthun. Sie rühmen sich, dass sie mit Geist redeten und die wahre Stärke des Ausdrucks besäßen. Man brauche in Gedichten keinen Plan, sondern nur erhabene, kühne Gedanken. Auch im Denken folgen sie keiner Ordnung, sondern verlassen sich auf Inspiration Diese Naturalisten, die sich an keine Regeln binden, scheinen einen grösseren Reichtum zu haben, weil sie jeden Einfall von sich geben. Sie verspotten die, welche den Wissenschaften mehr Ehre bezeugen, als ungeschickte, feige, nüchterne, schwache Köpfe. Nun, wir wollen ihnen Glück wünschen, dass sie ohne Mühe, Theorie, Regel und Zucht Redner, Dichter und Schriftsteller geworden sind«. Vgl. auch das berühmte 20. Kap.; Ob Kunst oder Natur mehr zur Beredsamkeit beitrage?

Shaftesbury bemerkt in den Miscellaneen, 5 Cap. I: J must say that the excessive indulgence and favor shown our authors

Genie zwar erwecken, aber nicht aus dem Talent ein Genie machen ¹⁾ . . . »So kann man keinem die Philosophie lehren, aber sein Genie zum Philosophieren erwecken, da zeigt es sich, ob er Genie habe oder nicht. Die Philosophie ist eine Wissenschaft des Genies.²⁾ Mathematik aber kann durch Unterweisung erlernt werden«. Man kann darin sein Talent durch Unterweisung so perfectionieren, dass man nach Anleitung der Regeln vieles

on account of what their mere genius and flowing vein afford, has rendered them intolerably supine, conceited and admirers of themselves The 'limae labor' is the great grievance with our countrymen. An English author would be all genius. He would reap the fruits of art, but without study, pains or application. He thinks it necessary indeed, lest his learning should be called in question, to show the world that he errs knowingly against the rules of art. Shaftesbury ist in England einer der ersten, die das Wort 'genius' im Sinne des blos Inspirationsmässigen gebrauchen.

1) Lessing, in der Abhandlung vom besonderen Nutzen der Fabeln in Schulen (1759), schreibt, augenscheinlich unter dem unmittelbaren Einfluss der Lektüre von Helvétius, de l'esprit: Es fehlt an Erfindern und Denkern. Warum? schlechte Erziehung! Gott giebt uns die Seele, aber Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen«. Alle seine übrigen Ausserungen weisen jedoch darauf hin, dass diese nur als eine paradoxe und vorübergehende Aberration aufzufassen ist! Auch Lavater entsetzte sich darüber, dass Helvétius Genie von Erziehung abhängig machen wollte.

2) Vgl. aus der an die »Anthropologie«, Berl. MSS. Germ. quart. 400 angebundenen und mit ihr wohl ungefähr gleichzeitigen Nachschrift von der Philosophischen Encyclopädie, p. 21: Der Philosoph »soll von der Nachahmung frei sein, denn sie ist das grosse Gegenteil von der Philosophie. Ein Mensch, der zur Nachahmung incliniert, taugt gar nicht zur Philosophie. In der Mathematik kann er es sehr weit bringen. Philosophie und Geschmack erfordern Genies und nicht Nachahmung. Viele also, um nicht Nachahmer zu heissen, verlassen ganz die gewöhnliche Meinung und affektieren grosse Philosophen zu sein und werden jämmerliche Originale. Von dieser Gattung ist Voltaire«. Desgl. p. 85: »Was mit Genie geschrieben ist, ist unserer Aufmerksamkeit viel werter, als das nachgeahmte. Es mag ein Mann von Genie noch so paradox und falsch schreiben, so lernt man doch immer etwas von ihm. — Was mit Genie geschrieben ist, dem muss man nachdenken«. Desgl. bei »Nicolai«: Der Zwang der Nachthung ist der Ruin der Vernunft. Die Nachahmung ist

darin erfinden kann. »Aber eine neue Methode zu erfinden, kann man durch keine Unterweisung lernen. Methode muss man also aus sich selbst erfinden«¹⁾

»Geist und Genie ist auch zu unterscheiden. Man hat Genie ohne Geist und Geist ohne Genie. Geist ist eine besondere Eigenschaft des Talentes«. Das Gemüt wird dadurch belebt, »denn Geist ist der Grund der Belebung. In der Chemie ist Wasser das Phlegma und Spiritus der Geist«. *) Wer das Talent hat, z. E. eine Gesellschaft durch einen Diskurs zu beleben, der hat Geist. »Ein Buch hat Geist, wenn seine Lesung belebt«. Manches Buch unterrichtet, belebt aber nicht. »Das Beleben ist in allen Produkten, z. E. in Gemälden, es hat kein Leben, aber eine Belebung. Die Produkte des Verstandes zu beleben ist also Geist«. Ein Mensch, in dessen Diskurs man Geist wahrnimmt, ist noch kein Genie, »aber er hat die besondere Eigenschaft zu

nur eine Abformung, aber nicht was selbsteigenes. Alle Gelehrsamkeit entspringt aus Sentenzen und durch vieles Auswendiglernen, alsdann habe ich die Erkenntnisse zwar erweitert, aber nicht die Fähigkeit der Vernunft über (alle) allgemeine Prinzipien zu urteilen angewöhnt.

1) Die Erfindung hat in neuerer Zeit, wenn wir von gelegentlichen Bemerkungen bei Huarte und bei Gracian absehen, zuerst Helvétius (de l'esprit) und gleichzeitig Alexander Gerard (Essay on Taste) als das wesentliche Kennzeichen des Genies gefordert, doch gebraucht bereits Dubos (Réflexions, II. Art. 49) génie naturel und talent d'inventer neben einander. Die antike und mittelalterliche Rhetorik hatte den Begriff der inventio für das künstlerische Schaffen gleichfalls an die Spitze gestellt. Derselbe war jedoch mit der Zeit durch die Forderungen der imitatio und correctio verdrängt worden und zu einer conventionellen Forderung verblasst. Von der Seite der Wissenschaft haben hier gewiss Bacon und die verschiedenen Versuche einer ars heuristica fördernd eingewirkt.

2) In den Fragmenten (Zweite Sammlung, Einleitung) finden wir bei Herder: zur Erweckung des Genies trage das Zergliedern nichts bei. »Bei aller Mühe bleibt die vivida vis animi so unangetastet, als der rector Archæus bei den Scheidekünstlern: Erde und Wasser bleibt ihnen, die Flamme verflog, und der Geist bleibt unsichtbar«. Sulzer hatte in seiner »Analyse« des Genies die vivida vis animi als das erste Erfordernis des Genies bezeichnet. Dies geflügelte Wort des Lucrez hat wohl auch Kant bei seiner Definition des Begriffs »Geist« vorgeschwebt. In der »Welt- und Menschenkenntnis« 1790—91, ed. Starke, heisst es:

beleben, auf einmal einen neuen Trieb zu geben«. 1) Witz ist nicht immer Geist. Geist ist das Unbeschreibliche 2) in allen Produkten. »Das Genie muss Geist haben; 3) oft haben aber Personen Geist und kein Genie«. 4) Wir unterscheiden das Talent in das nachahmende und in das schöpferische Talent, das Genie. 5) »Zur Erfindung der Wissenschaften gehört Genie, zur

Es ist kein Geist in Menschen, der nicht von dem Schwunge herkommt, den man auch die lebendige Kraft nennt.

1) So auch an andrer Stelle: In Gesellschaften, die mehr im Nachschmack als im Vorschmack gefallen, »hat Geist geherrscht, den wir darin nicht gleich wahrnehmen, aber hernach empfinden. So giebt ein witziger Einfall ein Vergnügen im Nachschmack, wenn man hinterher einsieht, was in ihm steckt«.

2) Was man allgemein als das »je ne sais quoi« bezeichnete.

3) D. h. das wahre, echte Genie. Die Bemerkung weiter oben: »Man hat Genie ohne Geist«, bezieht sich auf das angebliche, das Pseudogenie. Ein ähnlicher doppelter Gebrauch des Wortes Genie wirkt auch in der »Urteilkraft« verwirrend. Wir weisen hier zugleich darauf hin, dass Kant in der »Urteilkraft« geneigt ist, den Geschmack als den wesentlichsten Teil des Genies zu bezeichnen.

4) Es ist offenbar, dass auch diesen Bemerkungen über »Geist«, jenen wichtigen Begriff, der berufen ist, auch in der »Urteilkraft« eine Rolle zu spielen, der Leibniz'sche Gedanke von dem Thätigkeitstrieb der Seele zu Grunde liegt. In dieser Richtung kann man auch an Wolffs Definition des Sinnreichen, als desjenigen, was viel zu denken giebt, erinnern. Auch die Lehre Baumgartens vom »Leben der ästhetischen Erkenntnis« klingt an. Geist ist die Uebersetzung des französischen »esprit«. Hierfür sagte man, auch Kant, früher Witz. Geist als Forderung an Kunstwerke bildet gewissermassen den Höhepunkt der Reaktion gegen die blosse Correktheit und Conformität mit den Regeln der raison, wie sie Boileau zu empfehlen schien. Bei seiner Herübernahme in's Deutsche, erhielt der Begriff namentlich durch Kant und unsere Klassiker eine eigentümliche und charakteristische Vertiefung, vgl. Grimm, Wb. Art. Geist. Die Lehre vom »Geist« hatte besonders Sulzer in seiner Analyse du génie ausgebildet. Vgl. unsere Anmerkungen zur »Urteilkraft«.

5) Bei Joh. Ad. Schlegel in seiner Abhandlung vom Genie, im Anhang zu seiner Übersetzung von Batteux, Einschränkung etc. (1770) finden wir: Genie ist vom Talent verschieden. Talente lehren wohl die gebrochene Bahn mit leichten und geschwinden Schritten wandeln, doch das Vermögen eine neue Bahn zu brechen, können sie nicht verleihen. Mit ihrer Hilfe kann man

Erlernung ¹⁾ derselben Naturell und solches auch andere zu lehren, Talent. Alle schönen Wissenschaften sind Wissenschaften des Genies (Dichter, Bildhauer, Maler). Zum Kopieren gehört nur Talent, denn alle diese Stücke können nicht durch Unterweisung erlangt werden. Genies sind selten, d. h. nicht alle Tage wird etwas erfunden Mittelmässiges Genie ²⁾ ist eine Contradiktion, dieses ist alsdann nur ein Talent. Genie muss immer was Ausserordentliches sein. Genie ist nicht unter dem Zwange der Regel, sondern ein Muster der Regel. Weil aber doch alles, was hervorgebracht wird, regelmässig sein muss, so muss das Genie der Regel gemäss sein; ist es der Regel nicht gemäss, so muss aus ihm selbst eine Regel gemacht werden können, und dann wird es zum Muster. ³⁾ So sind z. B. die Genies des Altertums, Homer, Cicero, Muster, und ihre Produkte sind Muster,

wohl der glücklichste Nachfolger grosser Meister werden, aber unter grossen Meistern selber seinen Platz zu finden, ihnen zuvorzueifern, sich zu einem Vorgänger, welcher Nachfolge verdient, aufzuwerfen, die richtige Spur zu entdecken, gesetzt dass sie Jahrhunderte lang verfehlt worden wäre, kurz, als ein schöpferischer Erfinder sich hervorzuthun, dazu muss man notwendig nicht blos Talent, sondern Genie haben. — Auch Voltaire, im *Art. génie des dictionnaire philosophique* (1771) scheidet in derselben Weise Genie und Talent. Vgl. auch oben, p. 123, Anm. 2.

1) Helvétius, de l'esprit III. (1758) hatte das Genie von der Erziehung abhängig gemacht. Gerard, im *Essay on Genius*, 1774, ist unseres Wissens der erste, der es der blossen Fähigkeit zu lernen geradezu entgegengesetzt. Lavater, in der berühmten Rhapsodie über das Genie in dem 56sten der physiognomischen Fragmente (1775—78), ist ihm wohl gefolgt: »nenn's wie Du willst, das bleibt gewiss: das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, innig Eigentümliche, Unnachahmliche, Göttliche, Inspirationsmässige ist Genie«.

2) Der Ausdruck »mittelmässiges Genie«, der für Kant eine *Contradictio in adjecto* enthielt, stammt aus der Zeit, wo das Wort Genie ganz allgemein Anlage bedeutete. So sagte auch Boileau noch: *génie étroit*; *génie* in der engeren Bedeutung, kennt er noch nicht. Sulzer lehnte bereits in seinem Aufsatz über das Genie Wendungen wie »schwaches, mittelmässiges Genie« ab.

3) Wir vergleichen u. A. Gerard: »ohne Zweifel macht der gründliche Verstand der ersten Künstler, dass sie die Regeln in einzelnen Fällen beobachten, ob sie gleich dieselben im Allgemeinen nicht auszudrücken wissen. Was sie gethan haben, und worauf

aus denen die Regeln abgezogen werden«. Die Nachahmung, sowie die peinliche Beobachtung der Regeln und daher auch der Mechanismus, oder die Fertigkeit, etwas nach Regeln hervorbringen, sind dem Genie entgegen. Durch den Mechanismus in der Unterweisung wird das Genie unterdrückt. »Dieses ist der Fehler aller unserer Schulen und der Grund, warum wenige Genies aus denselben kommen«. 1) Der Mechanismus macht uns zuerst das Genie entbehrlich und dann verlieren wir es ganz. »Es ist zwar ein gewisser Mechanismus in allen unsern Erkenntnissen zuerst nötig, z. B. in der Historie und Geographie. Man muss aber dem Talente eine freie Ausübung verschaffen, dann äussert sich das Genie«.

Die folgenden Sätze, die wir z. T. anderen Kapiteln der Nachschrift entnehmen, dienen einerseits zur Erläuterung der obigen Ausführungen, andererseits berühren sie Gebiete der Ästhetik, auf die Kant im Zusammenhang mit seinen Ausführungen

sie ihr eigenes Genie und die Beobachtung des Gegenstandes geleitet hatte, das wurde hernachmals der Grund der Regeln, welche die Kunstrichter aus ihren Werken zogen«. Die Bemerkung, dass zuerst die Regeln nach den Kunstwerken und nicht die Kunstwerke nach den Regeln gemacht werden, stammt von Aristoteles. Bei Kant ist jedoch der Satz prägnanter gefasst. Er bezieht sich nicht nur auf die ersten, d. h. frühesten Künstler, sondern zu allen Zeiten giebt das Genie die Regel. Damit ist allerdings wohl der Anspruch einer ausschliesslichen Muster-giltigkeit, den Kant für die Antike erhoben hatte, unvereinbar. Wir werden sehen, dass auch in der »Urteilkraft« beide Anschauungen collidieren. Winckelmann (Werke, Fernow I, p. 21) hatte gelehrt: Wenn der Künstler den Griechen folgt, »so kann er zur Natur gelangen« und allmählig »sich selbst eine Regel werden«. Die Wendung: das Genie steht nicht unter dem Zwange der Regel, also muss es selbst die Regel geben, findet sich in den »Reflexionen« I, No. 283 und erscheint auch in der »Urteilkraft« an hervorragender Stelle (vgl. § 46), wo auch die Erklärung der Originalität, als 1. nicht nachgeahmt und 2. muster-giltig, damit zusammenhängt.

1) Vgl. Philosophische Encyclopädie: (Berlin MSS. germ. quart. 400) »Die Deutschen haben beinahe keinen eigentümlichen Charakter, weil sie so gar zu viel von der Schulmethode an sich behalten und zu sehr nachahmen. Das Genie kann sich nicht Regeln unterwerfen, denn sie sind aus dem Genie geschöpft; sondern sie dienen ihm nur zur Ausbildung. Beim Genie findet

über Geschmack und Genie in der »Urteilkraft« noch näher zurückkommen wird.

Zu Regel — Methode — Mechanismus. Aus dem Kapitel »von der Deutlichkeit«. Die Deutlichkeit fordert Ordnung, und der Geist der Ordnung ist ein grosses Talent. »So hat ein Mensch ein grosses Genie, aber keinen Geist der Ordnung, um dasjenige zu ordnen, was sein Genie hervorbringt. Der Geist der Deutschen ist methodisch und ordentlich. Vieles bringen sie vor um der Ordnung willen. Den Engländern fehlt der Geist der Ordnung und Abtheilung, wodurch man einen deutlichen Begriff vom Ganzen haben könnte.«¹⁾ Ordnung kann auch stattfinden ohne genügende Materie. So auch besonders im Denken »und das ist dann eine Peinlichkeit der Regel, die man Pedanterie nennt. Die Regel muss uns nicht regieren, wir müssen nicht was machen, um eine Regel herauszubekommen, also der Regel zu gefallen, denn sonst ist man dem Zwange der Regel unterworfen, Eine solche formale Ordnung nennt man schulgerecht«.

»Die Deutschen sind methodisch, regelmässig, ordentlich und abgemessen, daher beobachten sie in allem Formalitäten; Beobachtung der Stände, Ordnung und Regeln, welches jetzt sehr hoch gestiegen ist, und beinahe nicht höher steigen kann. Je mehr nun der Mechanismus wächst, desto mehr wird das Genie ausgerottet, daher bringen sie die Produkte des Genies andrer in Ordnung *) Daher ist der Deutsche der Pedant in der Welt, weil er peinlich in Beobachtung der Regel ist und Mangel an Weisheit und Urteilkraft hat, diese Regel anzuwenden«.

»Der Zwang rottet das Genie aus; lasst auch manchen in

man den eigentümlichen Charakter«. Auch an anderer Stelle bei »Nicolai«: Der Franzose ist sanguinisch, der Italiener choleric, der Engländer melancholisch, der Deutsche phlegmatisch. Der Deutsche mag gern nachahmen, gern Muster und Methoden haben, lieber unter einer Disziplin stehen, als sich selbst beherrschen, hat keine hardiesse, von selbst was zu sagen, was doch zum Genie gehört.

1) Hier denkt Kant vielleicht auch an Hume, den er bei aller Bewunderung seiner Vortragsweise nicht für systematisch genug halten mochte.

2) Das geht wohl auf Wolff und seine Schule, auf die Neigung zum Compendienschreiben und systematischer Darstellung überhaupt.

seiner Sache einen Narren sein, wenn er nur die Freiheit hat es zu sein!¹⁾ Die allgemeine Freiheit excoliert das Genie«.

Zu Spiel — Geist — Beleben, aus dem Kapitel vom Begriff des Dichters und der Dichtkunst: Das Spiel der Gedanken und Empfindungen ist die Übereinstimmung der subjektivischen Gesetze. Wenn die Gedanken mit meinem Subjekt übereinstimmen, so ist das ein Spiel derselben. Zweierlei ist dabei zu beachten, 1. dass die Gedanken wahr seien, und 2. dass der Lauf derselben mit der Natur der Gemütskräfte, also mit dem Subjekt übereinstimme. »Dieses harmonische Spiel der Gedanken und Empfindungen ist das Gedicht.« Gedicht und

1) Eine typisch englische Maxime, wobei die Bewunderung der Freiheit allerdings etwas weit getrieben wird.

Ähnlich heisst es bei Shaftesbury, Enthusiasm. II, Freiheit der Discussion sei das einzige Heilmittel: »Let but the search go freely on, and the right measure of every thing will soon be found. Whatever humour has got the start, if it be unnatural, it cannot hold; and the ridicule, if ill placed at first, will certainly fall at last where it deserves. Desgl. weiter unten: It was heretofore the wisdom of some wise nations, to let people be fools as much as they pleased, and never to punish seriously what deserved only to be laughed at, and was after all best cured by that innocent remedy. Desgl. I am sure the only way to save men's sense, or to preserve wit at all in the world, is to give liberty to wit.

2) So heisst es bei Garve, Prüfung der Fähigkeiten, Neue Bibl. der sch. W. und fr. Künste, Bd. VIII (1769): »Die Übereinstimmung und Vereinigung von Empfindungskraft und Vernunft, die einander das Gegengewicht halten, macht das Eigentümliche und Seltene des Genies aus. Empfinden und Denken zugleich, das ist die grosse Kunst des Dichters«.

Die Frage: »ob grosse Genies mit dem Verstande empfinden können«, wird von Mendelssohn in den Litteraturbriefen T. 13, p. 27 aufgeworfen. Herder zitiert (W. Suph. I, p. 464) aus den Litteraturbriefen, T. 17, p. 149 zur Theorie der Ode: »Der Dichter muss sich also in beiden Verfassungen zugleich sehen: er muss nachdenken und empfinden, und man sieht leicht, was ihm das für Schwierigkeiten machen muss«. Er bemerkt selbst in den Fragmenten (W. Suph. I, p. 524): Die Natur der menschlichen Seele verkennet überhaupt in ihren Wirkungen die Abteilung der Kräfte, wie die Philosophen sie in ihr abgetrennt. Freilich bleiben es immer zwei verschiedene und, ich dürfte sagen, einander entgegengesetzte Seiten: lebhaft empfinden, und deutlich denken: anschauend erkennen und abstrakte Ideen bilden, sinnlich unter-

Beredsamkeit unterscheiden sich darin: 1) das Gedicht ist ein harmonisches Spiel, in welchem sich die Gedanken den Empfindungen accomodieren«, bei der Beredsamkeit ist es umgekehrt. »Die Empfindungen müssen die Gedanken befördern und beleben. Beleben

scheiden und das Merkmal des Unterschiedes vernünftig wahrnehmen.

Kant bemerkt an anderer Stelle bei »Nicolai«: »Die wahre Schönheit besteht in der Übereinstimmung der Sinnlichkeit mit dem Begriff«.

In der obigen Definition des Gedichtes ist der Begriff des Spiels in bedeutungsvoller Weise eingeführt. Siehe auch oben, p. 57, Anm. 2, wo an Leibniz erinnert wurde. Kants Lehre vom Spiel der Gemütskräfte hängt mit dem Dynamismus der Leibniz'schen Psychologie zusammen. Dabei ist es interessant zu bemerken, dass bereits Plato die Kunst aus einem Überschuss an Lebenskraft ableitet und die Spiele der Jugend zum Zeugnis dafür anführt. Folgende Stelle aus Mendelssohns »Rhapsodie« (1761) zeigt den Begriff des »harmonischen Spiels« in ähnlicher Weise im Anschluss an Leibniz'sche Lehren entwickelt. Es ist nicht unmöglich, dass Kant ihr den auffallenden Terminus, der uns sonst nicht begegnet ist, entnommen hat. »Den harmonischen Bewegungen in den Gliedmassen der Sinne entsprechen harmonische Empfindungen in der Seele, und da bei einer sinnlichen Wollust das ganze Nervengebäude in eine harmonische Bewegung gebracht wird, so muss der ganze Grund der Seele, das ganze System ihrer Empfindungen und dunklen Gefühle auf eine gleichmässige Art bewegt und in ein harmonisches Spiel gebracht werden. Dadurch wird jedes Vermögen der sinnlichen Erkenntnis, jede Kraft des sinnlichen Begehrens auf die ihr zuträglichste Weise in Beschäftigung gebracht und in Übung erhalten, das ist, die Seele selbst in einen bessern Zustand versetzt. Auf solche Weise entspringt das Vergnügen der Seele bei der Sinnenlust nicht blos aus dem Gefühle von dem Wohlbefinden des Körpers, sondern zugleich aus der in der Seele selbst hinzukommenden Realität, durch die harmonische Beschäftigung und Übung der Empfindungs- und Bekehrungskräfte«.

Man vergleiche übrigens mit Kants Definition des Gedichts diejenige, welche Baumgarten gegeben hatte: *oratio perfecte sensitiva*.

1) Baumgarten hatte auch einen etwas unvollkommenen Versuch gemacht, Dichtung und Beredsamkeit zu unterscheiden. Vgl. *Meditationes*, § CXVII: *rhetorica generalis scientia de imperfecte repraesentationes sensitivas proponendo in genere — poetica generalis scientia de perfecte proponendo repraesentationes sensitivas in genere*.

heisst Stärke, Klarheit und Anschauung den Gedanken geben«. »Der Dichter hat ein Silbenmass oder einen Reim. Solche Nationen, die Prosodie haben, haben keinen Reim« und umgekehrt. »Also ist da immer ein gleichförmiges Spiel, das geht auf den Ausdruck und beim Gedicht ist es das Hauptstück. Fällt es weg, so fällt ein grosser Teil der Empfindung weg. Dann hat die Poesie grosse Ähnlichkeit mit der Musik, wo eben ein hoher und ein niedriger Ton ist, die durch das Silbenmass in gewissen Intervallen abgeteilt ist. In der Dichtkunst hat der Dichter grosse Freiheiten in Gedanken und Worten, aber in Ansehung des harmonischen Spiels hat er keine Freiheit.¹⁾ Daher ist ein Fehler des Reims ein unvergeblicher Fehler. Die Dichtkunst ist eher gewesen, als die Beredsamkeit²⁾, man hat eher Poesie als Reden gehabt. Die Ursache ist: die Empfindungen sind eher als die Gedanken gewesen«. — »Die Beredsamkeit macht die Poesie

1) Die Stelle ist ein weiteres Zeugnis für die beschränkte Auffassung Kants von der Dichtkunst. Als Bewunderer Popes schätzte er Korrektheit des Reims vor Allem. Klopstock ist ihm wohl auch seiner Reimlosigkeit wegen zuwider. Ausserlich ist seine Auffassung, insofern er nur Reim und Metrum erwähnt als Elemente des Gedichtes, die an die Empfindung appellieren. Von dem Musikalischen der dichterischen Sprache und von dem Metaphorischen und den damit verbundenen Gefühlsassociationen, sagt er hier nichts. Freilich stritt man damals gerade besonders eifrig um die Frage des Reims. In der Brauer'schen Nachschrift (1779), findet sich ein interessanter Passus, den wir hier heranziehen müssen. In demselben wird empfohlen, »ein Gedicht nur nach dem Gedanken zu beurteilen, das Metrum und die Bilder ganz wegzulassen, es nur als eine Erzählung wegzulesen. Alsdann werde man sehen, ob die Wirkung in der Sache selbst oder in den Worten liege«. Und doch ist nach dem obigen »der Ausdruck beim Gedicht das Hauptstück«. Mit ihm »fällt die Empfindung weg«. Man sieht, die Bewunderung für intellektuelle, didaktische Dichter wie Pope und die damit verbundene und im Folgenden scharf hervortretende Geringschätzung lyrischer Dichtung, haben hier einige Verwirrung der Begriffe angerichtet. Vgl. auch oben, p. 72, über den Gegensatz der logischen und ästhetischen Vollkommenheit in der Moral und der Philosophie.

2) Dies erinnert an den berühmten Satz Hamanns: »Poesie ist die Muttersprache des Menschengeschlechts«, den Kant in einer späteren Vorlesung mit wörtlichem Anklang sich angeeignet hat. Der Gedanke scheint zuerst von Strabo, Geographica, Lib. I, Cap. II, ausgesprochen zu sein.

gedankenvoll, und die Poesie macht die Beredsamkeit empfindungsvoll Viele Gedichte sind bloß Spiele der Empfindung, z. B. Liebesgedichte. Ein Dichter von Talent muss sich damit nicht abgeben, weil es sehr leicht ist, solche Empfindungen zu erregen, indem schon jeder von selbst solche Empfindungen hat. Aber die Tugend und derselben Empfindungen in ein harmonisches Spiel zu bringen, das ist ein Verdienst, denn das ist was intellektuelles, und diese anschauend zu machen, ist ein wahres Verdienst. ¹⁾ Pope, Versuch vom Menschen. Dieses Buch hat gesucht die Dichtkunst durch Vernunft zu beseelen«.

Zum Begriff Spiel vergleichen wir ferner: »Das Mannigfaltige der Zeit nach ist ein Spiel, daher ist Musik ein Spiel der Empfindung. Das Mannigfaltige, dem Raum nach, ist Gestalt, daher ist das Tanzen ein Spiel der Gestalt Wenn das Spiel das Ganze des Menschen wohlerhält, so wird der Mensch belebt Die Gestalt ist nur die Form, aber die Farbe ist ein Spiel der Empfindung.«²⁾

Zum Kapitel vom Vermögen der Lust und Unlust: ³⁾ Es giebt sensuale und intellectuelle Vergnügungen. »Die idealen Vergnügungen bedürfen mehrere Erläuterungen, sie beruhen auf dem Gefühl des freien Spiels der Gemütskräfte. Wir können

1) Die Kunst ist das Vehikel der Moral; dieser Gedanke ist uns bei Kant schon mehrmals in ähnlicher Weise entgegen getreten. Es ist daran zu erinnern, dass unsere Klassiker Sulzer unter Anderem auch den Vorwurf machten, dass er die Kunst zur Dienerin der Moral erniedrige. Siehe auch oben, p. 71, 2. Wir vergleichen hier besonders Gellert in seinen Fabeln: Du fragst, was nützt die Poesie? Du siehst an Dir, wozu sie nützt: Dem, der nicht viel Verstand besitzt, — Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

2) Kant unterschätzt mit Winckelmann und Lessing in der Malerei die Bedeutung der Farbe und erkennt nur die Zeichnung an. Spiel und Gestalt werden ähnlich gegenübergestellt »Urteilkraft«, § 14.

3) Hier ist zu bemerken, dass ein Kapitel mit dieser Überschrift bei »Pohl«, »Nicolai« etc. nicht existiert. Prof. Külpe hatte die Güte, uns mitzuteilen, dass in einer Überschrift bei »Nicolai« und »Flottwell« von dem dritten Vermögen der Seele, dem Begehrungsvermögen, die Rede ist, was darauf hindeutet, dass Kant bereits 1775 die Dreiteilung in Erkenntnis-, Lust- und Unlust-, und Begehrungsvermögen annahm, wenn auch vielleicht

unsere Gemütskräfte in Agitation bringen durch Gegenstände nicht insofern sie einen Eindruck auf uns machen, sondern insofern wir sie uns denken, und das sind die idealen Vergnügungen; sie sind zwar sinnlich, aber nicht Vergnügungen der Sinne. Ein Gedicht, ein Roman, eine Komödie sind vermögend, in uns ideale Vergnügen zu erwecken; sie entspringen aus der Art, wie das Gemüt aus allerhand Vorstellungen der Sinne sich selbst Erkenntnisse macht. Wenn nun das Gemüt ein freies Spiel der Kräfte empfindet, so ist das, was dieses Spiel macht, ein ideales Vergnügen. Es giebt einen Schmerz, der zum Vergnügen dient, z. B. in der Tragödie. Wie geht das zu? 1) Wir müssen das Resultat nehmen. Alle solche Eindrücke sind der Grund von der Beförderung des Lebens. Das Gemüt, welches bei solchen Trauerspielen zugegen ist, kommt dadurch in eine Agitation, alle Organe werden durchgearbeitet. Es ist also eine innere Motion, nach der man sich wohl befindet Das Spiel der Gemütskräfte muss stark, lebhaft und frei sein, wenn es beleben soll. Intellektuelle Lust besteht in dem Bewusstsein des Gebrauchs der Freiheit nach Regeln. Die Freiheit ist das grösste Leben des Menschen, dadurch exerziert er seine Thätigkeit ohne Hindernis. Durch einige Hindernis der Freiheit ist das Leben eingeschränkt, weil die Freiheit nicht unter dem Zwange der Regel steht; da dieses aber eine Regellosigkeit mit sich führt, wenn der Verstand dieselbe nicht dirigierte und die Regellosigkeit sich selbst hindert, so kann uns keine Freiheit gefallen, als die unter der Regel des Verstandes steht. Dieses ist die intellectuelle Lust, die aufs moralische geht«.

Den Gedanken des »uninteressierten Wohlgefallens« enthält das Folgende: »Wir können einen Wohlgefallen an Gegenständen haben, obgleich uns die Wirklichkeit des Gegenstandes gleichgiltig ist; z. B. wenn wir reisen und wir sehen ein Haus an der Landstrasse, so kann uns dieses gefallen, obgleich es uns

noch nicht konsequent durchgeführt hatte. Erst in der Metaphysik von Pölitz und sodann bei »Puttlich« erscheint ein besonderer Abschnitt »vom Vermögen der Lust und Unlust«, der dann in den folgenden Anthropologienachschriften stetig wiederkehrt.

1) Vgl. Burke, Sublime and Beautiful, P. I. Sect. XIII. Sympathy.

auch gleich viel ist, dass es da ist; nun es aber schon einmal da ist, so gefällt es uns«. ¹⁾

Natur — Kunst — naiv. Es giebt »ein Talent der Naivetät beim Redner, wo man gedankenvoll, gefühlvoll und geschmackvoll sein kann nach der Einfalt der Natur ohne Kunst Wenn die Natur als Kunst erscheint, so werden wir jederzeit frappiert und vergnügen uns daran, aber wenns umgekehrt ist, dass die Kunst als Natur erscheint, so gefällt es noch mehr.« ²⁾ Daher solche Gedanken und Reden, die durch Kunst sind, aber doch so erscheinen, als wenn sie natürlich von selbst geflossen wären, sehr vergnügen. Dieses Talent ist zwar natürlich, es kann sich keiner geben, aber es muss auch sehr cultiviert werden. Voltaire ist hierin Meister, welches auch sein einziger Wert ist. Sein spottender Witz kommt so eintätig hervorgerollt, als wenn er gar nicht daran gedacht hätte«.

Verstand — Einbildungskraft. »Alle orientalischen Völker sind der Beurteilung nach Begriffen gänzlich unfähig. Es ist ein grosser Unterschied, die Sache nach Gestalt, Erscheinung und Anschauung, und nach Begriffen zu beurteilen. Alle orientalischen Völker sind nicht im Stande, eine einzige Eigenschaft der Moral oder des Rechts durch Begriffe auseinanderzusetzen, sondern alle ihre Sitten beruhen auf Erscheinung Wer sich nur nach Gestalt und Anschauung (+ etwas) vorzustellen vermögend ist, der ist dessen gänzlich unfähig, was einen

1) In einem von Reicke in der Altpreussischen Monatsschrift. Bd. XXIV, Heft 3 u. 4 veröffentlichten Fragmente, welches F. W. Förster etwa 1774 datiert hat, findet sich folgende Stelle: »Darum kann uns das Gut nach diesen Gesetzen auch nicht gleichgiltig sein, so wie etwa die Schönheit; wir müssen auch ein Wohlgefallen an seinem Dasein haben, denn es stimmt allgemein mit Glückseligkeit, mithin auch mit meinem Interesse«. Wenn wir annehmen dürften, dass obige Datierung richtig ist, so wäre nicht mehr zu bezweifeln, dass um die Mitte der siebziger Jahre die Lehre vom »uninteressierten Wohlgefallen« nicht nur der Sache, sondern auch dem Namen nach, bei Kant entwickelt war.

2) Wir vergleichen hier Addison, Spectator, No. 414. On Imagination: »If the products of nature rise in value according as they more or less resemble those of art, we may be sure that artificial works receive a greater advantage from their resemblance of such as are natural, because here the similitude is not only pleasant but the pattern more perfect.

Begriff erfordert, daher sie weder einer Philosophie noch Mathematik fähig sind, noch die Schönheit der Begriffe einzusehen vermögend sind. Daher werden alle ihre Gemälde zwar sinnliche Schönheit haben, aber es wird in ihnen weder die Idee des Ganzen, noch der Geschmack anzutreffen sein Die wahre Schönheit beruht auf der Übereinstimmung der Sinnlichkeit mit dem Begriff«.

»In den Schriften der Orientalen ist lauter Blumenwerk. Ihr Stil ist weitschweifig, bilderreich und blumenvoll. Daher müssen wir gar nicht den europäischen Stil durch das Bilderreiche, welches einige¹⁾ thun wollen, zu verbessern suchen, indem

1) Es ist augenscheinlich, dass sich Kant mit diesen Bemerkungen besonders gegen die Bestrebungen und den Stil Hamanns und Herders richtete. Auch an Klopstock mag er hier gedacht haben. Der erstere empfiehlt im Anschluss an Young durch »Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien«, durch »Kreuzzüge nach den Morgenländern« und »Wiederherstellung ihrer Magie« »die ausgestorbene Sprache der Natur von den Toten wieder aufzuerwecken«. »Um das Urkundliche der Natur zu treffen, sind die Griechen und Römer durchlöchernte Brunnen«. »Die lebendigste Quelle des Altertums ist im Morgenlande«. Der letztere hat dann mit diesem Programm, wenschon unter einigem Vorbehalt, in der That Ernst gemacht. Vgl. Stücke aus einem älteren kritischen Wäldchen (1767). Werke, Suph. IV, p. 214, 215, 216. Über die Denkungsart der morgenländischen und mittägigen Völker: »bei ihnen sind die figürlichen Ausdrücke so warm und feurig als das Klima, welches sie bewohnen, und der Flug ihrer Gedanken übersteigt oft die Grenzen der Möglichkeit«. Und ist's für einen Geschichtschreiber der Menschheit und Wissenschaft Hauptgeschäfte, sich in die Quelle dieses Ursprungs zu wagen, und die orientalischen Ideen genau zu läutern, die sich aus ihrem Vaterlande bis zu uns übertragen und z. T. erhalten haben. Alle Wallfahrten nach den Morgenländern in dieser Absicht, sind heilig, da in Morgenländern der Same zu Geschichte, Dichtkunst und Weisheit zuerst Boden gefunden. Desgl. aus dem Torso. W. Suph. II. p. 286: »Wenn Philologen auf abenteuerlichen Kreuzzügen nicht Bilder unserer Religion, sondern blos der orientalischen Seite unserer Religion geben, nicht sie geben um in einer edlen, bekannten und nachdrücklichen Sprache, sondern um seltsam, fremde, oder gar possierlich zu reden, so mag das Missbrauch sein; nur hebe er nicht den Gebrauch auf, sonst verschliesst man uns ein Bilderkabinett, das ehrwürdig, reizend, reich ist, jedem offen steht und zum Glück uns von Jugend auf offen stand«. Siehe auch weiter aus dem »älteren Wäldchen«, wo auf Winckelmann und Flögel als Gewährsmänner verwiesen wird:

sie ihn alsdann korrumpieren und die wahren Erkenntnisse durch Begriffe, welches das vorzüglichste der Europäer ist, ausrotten und Bilder an ihre Stelle bringen«.

»Solche, die zu unsern Zeiten diese Schreibart nachahmen, thun dem Verstande grossen Tort. 1) Den orientalischen Völkern ist es fast ganz unmöglich, durch Begriffe zu reden. Wir haben es den Griechen zu verdanken, die sich zuerst von dem Wust der Bilder befreiten«. — »Zwar werden die Begriffe vollkommener, wenn sie anschauend gemacht werden, aber nicht, wenn Bilder an ihre Stelle kommen. Die griechische Nation ist die erste in der Welt, welche die Talente des Verstandes ausgebildet und die Erkenntnisse durch Begriffe entwickelt hat. Alle Mathematik mit der Demonstration haben wir von den Griechen, daher Hypocrates und Euclides Muster bleiben, so unnachahmlich sind. So übertreffen sie auch in den Werken des Geschmacks alle Völker, sie sind in der Philosophie, Redekunst, Malerei, Bildhauerei etc. Muster, von denen wir nicht allein Schüler, sondern auch ewige Nachahmer bleiben werden, so dass wir auch niemals was besseres werden machen können. Hier ist das asiatische Talent der Anschauung mit dem europäischen Talent der Begriffe in mittel-

»Morgenländischer Geschmack, morgenländische Art zu philosophieren. Hier wird man keinen Geschichtschreiber der Wissenschaft, des Geschmacks über Zeiten und Völker darüber anketzern dürfen, wenn er an Heldengeschichten, Liedern, Erzählungen u. s. w. nach morgenländischer Manier, eben diese Manier und nichts weiter prüfet, wenn er sie für das Land und die Zeiten prüft, in welche man sie eingeführt hat, wenn er bloß untersucht, wie ihnen die fremde Sache zuträglich oder schädlich sein könne oder gewesen sei Der halb morgenländische Geschmack, der in den mittleren Zeiten sich über Spanien und Italien nach Europa zog, der daselbst mit dem Gothischen- und Mönchgeschmacke vermischt, jenes Ungeheuer bildete, das Ritter- und Riesenromane, Kreuzzüge und Turnierspiele, Mystiker und Scholastiker ausspie — welch ein Phänomen in der Geschichte des menschlichen Verstandes!«

Fühlte sich etwa Herder durch mit den obigen identische Äusserungen Kants, die dieser im Colleg vor 1767 gethan haben mochte, »angeketzert«? In der einseitigen Verurteilung der Gothik und Romantik des Mittelalters, folgt hier der junge Herder noch vertrauensvoll den Spuren seines nüchternen Lehrers.

1) Vgl. oben, p. 137, Anm. 1.

mässiger Proportion vereinbart«. 1) »Verschiedene Menschen haben einen Gebrauch der Vernunft bei Gelegenheit der Anschauung, aber nicht aus reinen Begriffen. Sie sehen etwas ein, nach der Analogie durch Bilder. Die Natur hat ihnen das Vermögen aus Begriffen zu urteilen versagt, »dahin gehören alle orientalischen Völker. Hieraus folgt, dass die ganze Moral bei ihnen nicht rein sein kann daher kann bei ihnen nichts aus dem Grundsatz der Moralität entspringen Selbst in der Baukunst muss ein Begriff zu Grunde liegen, wenn sie Geschmack und den Beifall unserer ganzen Seele haben soll. So sind die Gebäude im Orient zwar reich an Gold und Edelsteinen, also für die Sinnlichkeit, aber sie sind aus keiner Idee, aus keinem Plan des Ganzen entsprungen. Der Orient ist das Land der Empfindung, der Occident aber der gesunden und reinen Vernunft. Das Verdienst des Occidents ist, durch Begriffe bestimmt zu urteilen, daher muss dieser Vorzug des occidentalischen Talents nicht durch Analogieen und Bilder verdorben werden, denn sonst wäre das der Verfall des occidentalischen Geschmacks«.

»Wozu dienen die Bilder in der Rede, als dass sie die Hauptvorstellung nur mit Brillanten auszieren sollen und ein (= als) Rahmen um das Bild auszuzieren.«. 2)

»Wo die Hauptvorstellung nicht mit adhätierenden Vorstellungen angefüllt ist, so ist die Vorstellung trocken. Diese Trockenheit der Vorstellungen ist oft nötig, um die Hauptvorstellung desto reiner vorzutragen und einzusehen, denn durch adhätierende Vorstellungen wird die Hauptvorstellung verdunkelt«.

1) Auf die Beziehung zu Winckelmanns Gegenüberstellung morgenländischer Phantastik und griechischer Einfalt, haben wir oben, p. 63, 2, hingewiesen. Auch Herder knüpft in den eben angeführten Bemerkungen z. T. an Winckelmann an. Den Alten selbst war der Charakter des orientalischen Stils im Gegensatz zum klassischen, wohlbekannt. Vgl. Petronius Sat. c. 113: *Nuper ventosa et enormis loquacitas Athenas ex Asia commigravit animosque juvenum ad magna surgentes veluti pestilenti quodam sidere afflavit simulque corrupta eloquentiae regula stüt et obmutuit.*

2) Die Äusserlichkeit dieser Auffassung hängt zusammen mit der Betonung des Logischen. Die Bemerkung ist für Kants eigenes Verfahren charakteristisch. Er selbst sammelte in der That beständig Bilder zur Illustration und Auszierung und »zum Zwecke der Popularität«. Vgl. unten eine charakteristische Stelle

Vom Witz und von der Urteilskraft: 1)

»Es ist leichter, Ähnlichkeiten, als Verschiedenheiten aufzufinden, denn ich habe einen unermesslichen Raum, von Allem Ähnlichkeiten zu finden. Wenn ich Verschiedenheit von zwei Dingen aufsuchen soll, so kann ich nicht ein Drittes herbeiziehen . . . ich kann nicht so herumschweifen Dass der Witz belustigt, kommt ferner davon her, dass alle Ähnlichkeit eine Regel an die Hand giebt, aus der man hernach eine allgemeine Regel

bei »Brauer«. Davon, dass beim Dichter und Künstler Bild und Sache zugleich auftreten, und der künstlerische Gedanke nur in der Form eines bestimmten Bildes mitgeteilt werden kann, hat er keine Ahnung. Er steht hier unter dem Einfluss der mechanischen Auffassung dichterischer Produktion, die sich auf die antike Rhetorik gründete. Bekanntlich hat erst Herder durch seinen Hinweis auf die sinnliche Rede des Volksliedes und der Urpoesie einer tieferen Auffassung des Metaphorischen vorgearbeitet, die darin nicht eine aufgelegte Schminke und einen fremden Putz und Flitter erblickt, sondern das Zeichen der unverfälschten Jugendblüte und lebensvoller Gesundheit des Geistes.

1) Burke, *Subl. and Beaut.* Einleitung, vom Geschmacke, schreibt diese Unterscheidung Locke zu: »die Bemerkung Lockes ist ebenso scharfsinnig als wahr, dass der Witz sich mit der Aufindung der Ähnlichkeiten, die Urteilskraft sich mit der Entdeckung der Unterschiede beschäftigt.« Unähnlichkeit, fährt Burke fort, mache keinen sonderlichen Eindruck. »Es ist natürlich, dass der menschliche Geist eine lebhaftere Ergötzung daran findet, Ähnlichkeiten zu sammeln, als Verschiedenheiten aufzusuchen, weil, wenn wir Ähnlichkeiten gefunden haben, wir zusammensetzen, schaffen, unsern Vorrat erweitern«. Die betreffende Bemerkung findet sich bei Locke im *Essay concerning Human Understanding*. Chap. XL Sect. 2. Kant konnte sie auch direkt von Baumgarten, *Methaphysica* § 572—3 entnehmen: *Habitus identitates rerum observandi est ingenium strictius dictum* (Witz in eigentlicher Bedeutung). *Habitus diversitates rerum observandi acumen* (Scharfsinnigkeit) est. Mendelssohn unterscheidet in einer Anmerkung zu dem Aufsatz über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften (Schriften, ed. Brasch, Bd. II, p. 197) Witz und Scharfsinn in derselben Weise. Die ursprüngliche Quelle dürfte sein: *Baco, Novum Organum*, Lib. I. 55. *Maximum et velut radicale discrimen ingeniorum quoad philosophiam et scientias illud est; quod alia ingenia sint fortiora et aptiora ad notandas rerum differentias, alia ad notandas rerum similitudines. Ingenia enim constantia et acuta . . . haerere in omni subtilitate differentiarum possunt: ingenia autem sublimia et dis-*

macht. Alle Regeln erweitern aber den Gebrauch der Erkenntniskraft«. Der Gebrauch des Witzes ist aber in allen Fällen, eine allgemeine Regel herauszubringen; das gefällt.

»Der Witz hat Einfälle, die Urteilkraft macht daraus Einsichten.¹⁾ Der grösste Grad der Urteilkraft ist grüblerisch, die grösste Arbeit des Witzes ist ein Spiel. Die Handlungen des Witzes können Geschäfte und Spiel sein. Der Witz soll dem Verstande dienen, aber nicht demselben substituiert werden. Er muss den Verstand administrieren und ihm Einfälle geben, über die der Verstand urteilen kann. Es gehört also zur Philosophie viel Witz«. Der Witz dient dem Verstande zur Erfindung und zur Erläuterung. Indem er Beispiele und Analogieen und Ähnlichkeiten erfindet, macht er dasjenige sinnlich, was durch den Verstand allgemein gedacht wird. — »Der Witz kann der Urteilkraft untergeschoben werden, besonders in der Gesellschaft, zur Erheiterung und Belebung. Dann muss er sinnreich sein und den Verstand unterhalten. In witzigen Schriften, z. B. Hudibras, ist der Witz geistreich, man hat den Kopf voll Gedanken« . . . »Daher man von einem Autor der paradox ist, was lernen kann . . .

cursiva etiam tenuissimas et catholicas rerum similitudines et agnoscunt et componunt: utrumque autem ingenium facile labitur in excessum prensando aut gradus rerum, aut umbras. Sodann wäre zu verweisen auf Hobbes, Leviathan, De Homine. Cap. VIII: illi qui similitudines maxime animadvertunt, aliis raro animadversas, bonum dicuntur habere ingenium, id est bonam phantasiam. Illi vero qui rerum cogitarum differentias dissimilitudinesque maxime observant, id est qui inter rem et rem bene distinguunt, discernunt et dijudicant, nisi dijudicatio illa facilis sit, habere dicuntur bonum iudicium. Desgl. Cap. XIII. De ingeniis et moribus: Et iudicium quidem distinguit subtiliter in objectis similibus: phantasia autem confundit jucunde objecta dissimilia. Illud senum plerumque hoc juvenum.

1) Vgl. »Reflexionen« II. 302. Talent zu Einfällen ist nicht Genie zu Ideen. Es ist vielleicht keine nötigere und befremdlichere Erfindung, als dass man gewusst hat, die Geschwindigkeit des Lichtes zu bestimmen. Allein dieses ist ein Einfall, auf den die Verfinsterung der Jupitermonde einen aufgeweckten, obgleich nicht erfinderischen Kopf bringen konnte, der es doch nicht auf eine Idee (die ausgeführt werden kann) bringen konnte«. Und hierzu Gerard, Essay on Genius: Die erste Idee einer Sache ist oft nur ein glücklicher Einfall, aber die Verfolgung und Ausarbeitung derselben ist zweckmässige, wahre Erfindung.

Allein, ein solcher Autor ist ein Wagehals nach der Vernunft, indem er sich sowohl dem Gewinnen als dem Verlieren aussetzt, . . . schlägt ihm fehl, so verdient er doch deswegen Lob, weil er so viel Hardiesse gehabt, zu wagen Das ist ein kleiner Geist, der in einem ausgearbeiteten Buch, wo Irrtümer sind, doch die Idee des Genies nicht einsieht, das es doch gewagt hat, solches zu sagen. Man muss solche Autoren, die paradox sind, lesen, indem man viel neues darin findet«.

Über Phantasterei — Enthusiasmus — Ideal:

Die Phantasterei ist zweifach, der Begriffe und der Empfindung. Die erstere »entspringt aus einer Empfindung des Beifalls, des Gefühls des Guten, Rührenden und Reizenden«. Dieselbe macht, »dass man das Ideale realisiert, und dass, wenn es wirklich wäre, es grosses Wohlgefallen bei uns hätte«. So glaubt man das am Gegenstande zu sehen, was man davon denkt. Bei Erzählung einer Geschichte setzt man vieles hinzu, »wovon man denkt, dass es noch daran gefehlt hat«. Diese Phantasterei aus Ideen ist zwar nur eine Wirkung des Dichtungsvermögens, geschieht aber doch nach Regeln des Verstandes. Sie heisst Enthusiasmus. »Er ist ein Phantast des Ideals.«¹⁾ Nicht alle sind desselben fähig; diese edle Phantasterei setzt ein Talent voraus. »Viele, so sich über den Enthusiasmum aufhalten, sind nicht durch den Verstand von demselben frei, sondern durch ihre Stupidität. Der Enthusiasmus setzt voraus, dass man sich ein Ideal wovon macht. Es giebt Erkenntnisse, die Urbilder der Sache sind, so dass die Dinge nach der Erkenntnis, die ein Urbild von ihnen ist, möglich sind. Dieser vollkommene Begriff von einer Sache ist die Idee; fingiert man sich aber ein dieser Idee gemässes Bild, so ist das ein Ideal.«²⁾ Weil diese Idee das Muster der Vollkommenheit ist, so gefällt es uns so, dass wir verleitet werden, zu glauben, dass solches wirklich in der Welt stattfinden kann«.

1) Hier denkt man an Shaftesburys Bemerkungen über denselben Gegenstand. Vgl. auch Kants »Versuch über die Krankheiten des Kopfes«.

2) Hier haben Plato und Winckelmann bestimmend eingewirkt. Der letztere hat bekanntlich zuerst unter den Neueren diesen Begriff wieder für seine Kunstkritik verwertet. Den Begriff des Ideals hatte Kant vorübergehend bereits bei »Philippi«

Über die angenommenen Empfindungen der Poeten:

»Vergnügen oder Schmerz sind bisweilen angenommen oder ungerneimt«, wenn wir uns andere Personen fingieren und durch Fiction uns in die Person des andern versetzen. Es ist das Recht eines theatralischen Genies, sich in die Gefühle anderer Personen zu versetzen, »deren er aber nicht fähig ist, und die auch nicht an ihm haften«. »Ein rechter Poet und überhaupt die Dichtkunst ist dazu nötig. Ein solcher, der die Fertigkeit hat, sich in die Empfindungen anderer Personen zu versetzen, muss selbst wenig angenehme (= eigene) Empfindung haben, und alsdann kann er sich weit besser in fremde Empfindungen versetzen«. »Voltaire ist darin Meister, er kann alle möglichen Empfindungen leihen, aber in seiner Person hat er keine. So war auch Young leichtsinnig und von schlechtem Charakter. Der Mensch, der keine eigenen Empfindungen hat und Geist besitzt, andere anzunehmen, kann er am besten lehren (= rühren?). Hat er eigene Empfindungen, so hat er keine Ausdrücke und Worte in seiner Gewalt. Überhaupt sind Poeten leer von eigenen Empfindungen«. Wenn man sein Talent zur Poesie zu excolieren sucht, »so verhindert das den Charakter, daher auch Poeten, die ein natürliches Talent zur Poesie haben und nicht allein Hang¹⁾ — denn man kann auch Hang zu etwas haben ohne Talent — gemeinhin keinen Charakter haben, denn ein Dichter muss gewohnt sein, sich in alle Situationen zu stellen, und alle Charaktere anzunehmen, alsdann aber hat er keinen eigentümlichen Charakter.²⁾

gestreift. Vgl. oben, p. 101. Bei »Brauer« wird er ausführlich behandelt und zwar in engem Anschluss an Winckelmann. Auch in der »Urteilkraft« erscheint er an hervorragender Stelle.

1) Trescho, der Frohnherr Herders, das animal scribax, wie ihn Hamann nannte, hatte in seinen »Betrachtungen über das Genie« (Intelligenzblatt der Königsbergischen Zeitung 1754 — nicht 1755, wie überall fälschlich angegeben), welche die erste deutsche Behandlung des Gegenstandes liefern und auch Kant wohl nicht unbekannt geblieben sein werden, bezeichnender Weise den Trieb oder den Hang zu etwas als das Wesen des Genies erklärt. Doch vergleiche man auch Hobbes, De Homine, Cap. XIII, De ingenio et moribus: 1. Ingenia id est, hominum ad certas res propensiones Auch hier zeigt sich, dass das Wort ingenium, Genie ursprünglich eine andere Bedeutung hatte.

2) Als eine andere Form derselben Gedanken sind hier No. 41 und 42 aus Erdmanns »Reflexionen zur K. d. r. V.« her-

anzuziehen. Die Vermutung Erdmanns, dass dieselben in den anthropologischen Vorlesungen verwertet wurden (Ref., Bd. II, p. 6, Anm. 1) hat sich also bewahrheitet. Auch die versuchte Datierung: erste Periode des Criticismus, dürfte sich als richtig erweisen: »Der Meister in Empfindungen ist ohne Empfindung, wenigstens ohne ernstliche, sie ist bei ihm selbst ein Spiel der Einbildung. Man sieht's an ihren Handlungen; sie sind ohne Grundsätze, sie bringen in Sachen des Genies nichts hervor, was belehrend wäre. Man muss sie als Mystiker des Geschmacks und Sentiments ansehen«. »Was wider die gefühl- und affektvolle Schreibart am meisten dient, ist, dass diejenigen, welche darin am meisten schimmern, am leersten an Gefühl und Affekt sind, so wie Akteurs, die gut tragische Rollen spielen. Die enthusiastischen Autoren sind oft die leichtsinnigsten, die grausamen Dichter die an sich lustigsten, und Young und Richardson Leute, von nicht dem besten Charakter. Das Sentiment ist bescheiden und respektiert die Regel, und Behutsamkeit scheut sich vor dem Äussersten und ist sittsam. Es ist mit den Affektbewegungen wie mit den Indianern, die sich durchkneten lassen und alsdann eine angenehme Mattigkeit fühlen«

Goethe freilich, der seine Werke Bruchstücke einer grossen Konfession nennen konnte, bei dem es im »Götz« heisst: »Nun weiss ich endlich, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz«, und der im »Faust« den trockenen Schleichern zuruft: »Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen«, würde hier das olympische Haupt schütteln.

Die ganze Auffassung Kants erinnert an das Thema von Diderot's paradoxe sur le comédien 1830 (1773—8 geschrieben): »Ce n'est pas l'homme violent qui est hors de lui-même, qui dispose de nous; c'est un avantage réservé à l'homme qui se possède. Les hommes chauds, violents, sensibles sont en scène; ils donnent le spectacle, mais ils n'en jouissent pas. Les grands poètes, les grands acteurs et peut-être en général tous les grands imitateurs de la nature, quels qu'ils soient, doués d'une belle imagination, d'un grand jugement, d'un tact fin, d'un goût très sûr, sont les êtres les moins sensibles«. Wir vergleichen jedoch hier auch Dubos, Réflexions etc. I, 4: De tous les talents qui donnent de l'empire sur les autres hommes, le talent le plus puissant n'est pas la supériorité d'esprit et de lumières: c'est le talent de les émouvoir à son gré, ce qui se fait principalement en paroissant soi-même ému et pénétré des sentiments qu'on veut inspirer. Er behauptet, der Schauspieler rühre um so mehr, je mehr er selbst empfinde. Die Schweizer stellten dann zuerst wieder ernstlich die Forderung der Begeisterung für den Dichter auf, so Bodmer in den kritischen Betrachtungen über die Natur

der poetischen Gemälde, Abschn. XI: Die rechten Figuren findet man, »wenn man niemals schreibt, als wenn man einen Affekt empfindet, und wenn man die Feder weglegt, sobald man nichts mehr empfindet«. Den Schweizern folgt Klopstock, und Klopstock wirkt auf Schiller. Gefühl, Herz, Sinne und Leidenschaften waren die Schlagworte der Sturm- und Drangzeit. Kant zeigt sich auch in dieser Frage als den Antipoden derselben. Auch an Klopstock tadelt Kant gerade, dass er selbst zu sehr gerührt sei und zu viel eigene Empfindung verrate. Zu der ganzen Frage verweisen wir auf Aristoteles, Poet. cap. 17: Verwende aber allen Fleiß auf den leidenschaftlichen Ausdruck. Niemand täuscht mehr, als wer wirklich im Affekt ist. Daher tobt auch nur der, in dem es tobt und zürnt nur der Erzürrte am täuschendsten. Deshalb ist die Dichtkunst das Talent des Geistreichen und des Enthusiasten. Der eine bildet glücklich nach, der andere versetzt sich in jede Menschennatur«. Desgl. Plato, den Kant einen Schwärmer und Enthusiasten, einen Mystiker genannt haben wird, im Jon: Alle vortrefflichen Dichter singen nicht durch Künstelei, sondern durch göttliche Begeisterung. Sie schwärmen gleich Corybanten nicht mit kalter Seele. Auch Home bemerkt, Grundsätze, Cap. 16: »Keiner kann eine Leidenschaft nach dem Leben vorstellen, der sie nicht wirklich fühlt«. Helvétius, de l'esprit, Disc. IV. Cap. II: Um Leidenschaften und Empfindungen auszudrücken, muss man derselben selbst fähig sein. »Will man einen Helden in einer Stellung aufführen, in der alle Lebhaftigkeit seiner Leidenschaft verlangt wird, so muss man von eben diesen Empfindungen voll sein, deren Wirkungen man in ihm beschreibt, und in sich selbst das Muster dazu finden. Besitzt man selbst keine Leidenschaften, so wird man niemals den rechten Punkt finden, den die Empfindung erreicht und nie übertreibt«. Nicht nur muss man der Leidenschaften nicht unfähig sein, sondern man muss von derjenigen besonders voll sein, die man schildern will«. Auch an Sulzer, Theorie; Art. Leidenschaft, könnte man erinnern: Der Dichter muss wie Milton oder Klopstock ein Engel oder Teufel sein können, oder wie Homer mit dem Achilles wüten und mit dem Ulysses . . . kaltblütig sein . . . Er muss selbst alles fühlen, was er an andern schildern will . . . denn es ist unmöglich, Empfindungen auszudrücken, die man selbst nicht hat . . . Daraus folgt, das man den sittlichen Charakter eines Dichters sicherer nach dem beurteilen könne, was er nicht auszudrücken im Stande ist.

Wir vergleichen mit den Bemerkungen Kants noch ganz besonders die charakteristische Auffassung Schillers in der Rezension von Bürgers Gedichten. Hier wird gefordert, das der Dichter nicht das rohe, sondern das abgeklärte Produkt seiner eigenen

Vom Vermögen zu dichten: 1) Das Dichten geschieht in vielfacher Beziehung: Man erdichtet sich etwas zum Vorteil der Vernunft, um etwas zu erfinden, z. B. Zirkel am Himmel; ferner zum Erläutern, d. h. zum Vorteil des Verstandes, z. B. Gleichnisse, moralische Fabeln. Fabeln machen die allgemeinen Begriffe der Moral sinnlich. Sie machen grossen Eindruck auf Personen, die in concreto urteilen, z. B. die Fabel vom Magen. Das Verdienst der Fabel ist, den Verstand sinnlich und die Moral anschauend zu machen. 2) Erdichtungen, die dem gesunden Verstande entgegen sind, sind die Märchen, die zum Nachteil des Verstandes dienen. Aus den Erdichtungen der Völker, der Mythologie, können wir das Genie derselben beurteilen. 3) Die griechische und römische Theogonie wird sich so lange erhalten, als die Geschichte bleiben wird. 4)

Empfindung gebe: »Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stern umfliessen«. Auch hier handelt es sich um die grosse Aufgabe des Jahrhunderts: die Synthese vom Denken und Empfinden, von Wahrheit und Dichtung. Am meisten nähert sich Kant der Schiller'schen Auffassung in einer interessanten Stelle der »Menschenkunde«, wo p. 304—6 derselbe Gegenstand ausführlich behandelt wird: »Der Mensch spielt nicht eher mit seiner Einbildungskraft, als wenn sein Gemüt von aller Rührung frei ist; so ist das Herz leer von allem Affekte«.

1) Das Dichtungsvermögen, die *facultas fingendi*, den *esprit créateur*, behandeln zuerst Baumgarten und namentlich Meier ausführlich, nachdem die Schweizer, im Anschluss an Addison, die Funktion der Einbildungskraft untersucht hatten.

2) Daher galt die Fabel Gottsched, den Schweizern, Baumgarten und z. T. auch Lessing als Typus und Muster aller Poesie. Vgl. oben, p. 134, Anm. 1.

3) Das hatte Winckelmann vor Allen gethan. Herder und die Romantik folgte seiner Anregung. Natürlich hat Kant für die Märchen keinen Sinn, da sie zur »Ausbesserung des Verstandes« nichts beitragen. In solchen Dingen treten die Gegensätze der Anschauungen des Rationalismus und der Romantik prägnant hervor.

4) Das Interesse Kants für die klassische Mythologie war jedoch weder ein archäologisches, noch dasjenige des Völkerpsychologen. Er bewunderte die »witzigen Fabeln« derselben und schätzte sie als poetischen Schmuck. Herder hat auch hier erst einer tieferen Auffassung vorgearbeitet; siehe besonders seinen

Dunkle Vorstellungen: »Wir haben Belieben, unser Gemüt im Dunkeln spazieren gehen zu lassen, welches die versteckten und verblühten Redensarten beweisen. Jede Dunkelheit, die sich plötzlich aufklärt macht angenehm und ergötzt sehr, und darin besteht die Kunst eines Autors, seine Gedanken so zu verteilen, dass der Leser sie von selbst gleich aufklären kann Das Klare ermüdet bald«.

Vollkommenheit der Erkenntnis: Die Vollkommenheit der Erkenntnis ist dreifach im Verhältnis, 1. zum Objekt, 2. zum Subjekt, 3. im Verhältnis der Erkenntnisse untereinander. Zum ersten gehört der Qualität nach: Wahrheit und Gewissheit, Mittel zu beiden Deutlichkeit. Der Quantität nach: Grösse, Vollständigkeit, Abgemessenheit. Zum zweiten gehört: Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Neuigkeit. Zum dritten gehört: Vergesellschaftung, Ordnung, Einheit, Mannigfaltigkeit und Absteckung. Die Wahrheit ist die Grundvollkommenheit der Erkenntnis.¹⁾

Allgemeingiltigkeit des Geschmacks und Geselligkeit: »Die Sinne sind edler, je mehr Menschen einen Anteil an ihnen nehmen können, und je mehr sie uns die Gegenstände gemeinschaftlich machen; die sind auch die gesellschaftlichsten«. Das Gesicht z. B. »ist ein Hauptsinn des Geschmacks, denn der Geschmack bezieht sich auf eine allgemeine Mitteilung,²⁾ daher Menschen, die gesellschaftlich sind, solche Gegenstände der allgemeinen Mitteilung lieben, z. E. Schildereien«. »Es giebt auch Idealisten des Geschmacks, die da sagen, es ist kein wahrer, allgemeiner Geschmack, sondern Gewohnheit und angenommene Meinung. Dieses Prinzip ist ein Grund der Ungeselligkeit; wenn

Aufsatz im deutschen Museum 1777: Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst.

1) Dies Bemerkungen erinnern an manches bei »Philippi«, doch ist hier auf Grund der Kategorien der Relation ein anderes Prinzip der Einteilung und Anordnung versucht. Sie kehren bei »Puttlich« mit geringen Modifikationen wieder. Unter 1. heisst es Wahrheit, Grösse, Deutlichkeit; unter 2. Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Rührung, Interesse; unter 3. Mannigfaltigkeit, Ordnung, Verknüpfung.

2) Hier tritt zum ersten Mal die Wendung »allgemeine Mitteilungsfähigkeit« auf, die dann in der »Urteilkraft« eine vertiefte Bedeutung für die Humanität des Genies gewinnt.

wir nicht einen allgemeinen Geschmack hätten, so könnten wir nicht zusammen aus einer Schüssel essen«. ¹⁾

Anschauung und Empfindung: »In allen Sinnen sind zwei Stücke zu unterscheiden: Anschauung und Empfindung. Die Sinne der Anschauung sind objektiv, die Sinne der Empfindung subjektiv. Die ersten stellen die Objekte oder Gegenstände dar, die andern bestehen in der Art, wie wir von ihnen affiziert werden; z. E. beim Sehen nehme ich Gegenstände wahr, aber beim Riechen empfinde ich einen Eindruck«. ²⁾

J. Kant's Vorlesungen über Metaphysik (ed. Pölitz 1821).

Wir haben oben mit Heinze den grösseren, Psychologie, Cosmologie und Theologie umfassenden Teil dieser Vorlesungen auf die Jahre 1775—79 datiert. Wir nehmen nunmehr mit P. Menzer das Jahr 1779 ³⁾ als das wahrscheinliche Datum der Vorlesung an.

1) Kant benutzt mehrfach den Sinnengeschmack, um die Eigenschaften des ästhetischen Geschmacks zu illustrieren. Er folgt hierin dem Beispiel der meisten seiner Vorgänger, die sich mit dem Geschmack beschäftigt haben. Anderseits werden beide Arten von Geschmack gelegentlich scharf von ihm getrennt. Diese letzteren Aeusserungen sind die entscheidenden und prinzipiell wichtigen.

2) Hier erinnere man sich der Unterscheidung von Empfindung und Erscheinung, oben p. 77; von Empfindung und Anschauung, oben p. 99; von Materie und Form, p. 78; wobei die Neigung hervortrat, für die Gegenstände der Erscheinung, Anschauung und Form, als die wesentlich Schönen und mit dem logisch Vollkommenen verträglichen, objektive Prinzipien der Beurteilung aufzustellen, In der obigen Bemerkung scheidet Kant nach demselben Prinzip die Sinne und vindiziert den spezifisch ästhetischen, i. e. dem Gesicht (und Gehör) im Gegensatz zu den andern, objektive Gültigkeit. Auch hierin erkenne wir einen Anlauf zur Aufstellung objektiver Prinzipien für das Schöne. Man vergleiche übrigens Home, Grundsätze etc.: Es ist der Vorzug des Auges und des Ohres vor den übrigen Sinnen, dass wir die Berührung der Organe als solche nicht wahrnehmen, wenn wir Eindrücke durch sie empfangen; deshalb sind Auge und Ohr feinere, edlere Sinne; an sie wenden sich die Künste.

3) P. Menzer, Kantstudien, III, p. 65, hat neuerdings auf eine Stelle, p. 216 bei »Pölitz« aufmerksam gemacht, die eine Datierung dieser Nachschrift, mit Ausschluss der Einleitung und